

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Zwanzigster Jahrgang

Oktober 1917 bis Oktober 1918



Egon Fleischel & Co.
Berlin W

Das literarische Echo

Halbmonatschrift für Literaturfreunde

20. Jahrgang: Heft 22.

15. August 1918

Einheits- oder Metamorphosen-Asthetik?

Von Julius Hart (Berlin)

I

Es ist die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrtum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Not gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß gibt einer nicht zu vermittelnder Trennung.“

So heißt es bei Goethe in seiner 1817 zuerst in den Heften „Zur Morphologie“ erschienenen Abhandlung „Die Geschichte meines botanischen Studiums“. Gewiß muß unsere naturwissenschaftliche Metamorphosenlehre, wie sie vor allem auf darwinistischer Grundlage erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zum Durchbruch gelangte, auf Goethe, den Dichter und Künstler, als auf einen der allerersten großen Bahnbrecher hinweisen, der in seinen Studien zur „Metamorphose der Pflanzen und des Tierreiches“ vom Jahre 1790 auf die Welt unablässiger Umwandlungen und Umgestaltungen als die ganz und gar tatsächlich wirkliche Welt hinwies, in der wir sind, leben und wirken, die auch die ganz und gar grundsätzliche Welt ist, mit der wir rechnen müssen, auf deren Wissen und Erkennen für uns alles ankommt.

Mit dem ganzen „Jubel seines Herzens“, mit dem Rausch und der Entzückung eines Menschen, der eine neue Welt entdeckt hat, dem eine Binde von den Augen fiel, dessen neuem Sehen sich die Dinge unter ganz anderen Zusammenhängen und Bedingungen enthüllen, suchte damals Goethe für seine neue Weltanschauung zu werben. Umsonst, vergeblich! Er stößt überall auf Widerstand und Ablehnung. Keiner versteht überhaupt, was er eigentlich will. „Zu meiner Art, mich auszudrücken, wollte sich niemand bequemen,“ schreibt er. „Überdies waren die Äußerungen meiner Freunde keineswegs von schonender Art...“ „Da tritt nun das radikale Böse in seiner häßlichsten Gestalt hervor, als Neid und Widerwille gegen frohe, einer Herzensangelegenheit vertrauende Personen...“

Die in der damaligen Zeit herrschende Naturwissenschaft linnéschen Denkens und ihres Strebens nach Systematisierung und Schematisierung, nach einer bürokratischen Einordnung der Naturerscheinungen war es, welche schon ganz natürlich und selbstverständlich völlig verständnislos der neuen goethischen organischen Naturbetrachtung gegenüberstand, die ganz und gar den Mut verloren hat, „irgendwo einen Pfahl einzuschlagen oder wohl gar eine Grenzlinie zu ziehen“.

„Unauflösbar schien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Spezies unterzuordnen. Wie es vorgeschrieben war, las ich wohl, allein wie sollt' ich eine treffende Bestimmung hoffen, da man bei Linnés Lebzeiten schon manche Geschlechter in sich getrennt und zersplittert, ja sogar Klassen aufgehoben hatte, woraus hervorzugehen schien: der genialste, scharfsichtigste Mann habe die Natur nur en gros gewaltigen und beherrschten können.“

Zweifellos hat sich das goethische Metamorphosensehen im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entschiedener durchsetzen können und das gesamte Geistesleben der Gegenwart tiefer durchdrungen und beeinflusst, als es noch vor hundert Jahren möglich war. Dennoch stößt diese goethische Metamorphosen-Natur auch heute noch immer auch in den Kreisen ihrer sonst eifrigsten Anhänger und Bekenner genau auf dieselben Widerstände, das gleiche Unverständnis, wie sie Goethe seinerzeit als ihr erster Bahnbrecher erfahren mußte, und ob es nun ein linnéscher oder ein kepler-newtonischer oder aristotelischer oder auch platonisch-eleatischer Monismus ist: völlig unlösliche Gegensätze und Widersprüche klaffen mit schärfstem Nachdruck seitdem erst, erst seit hundert Jahren, auf zwischen einer alten vieltausendjährigen Vernunft-Einheitsweltanschauung und einer jungen neuen morphologischen Naturweltanschauung.

Die uralten ewigen Kämpfe und unüberwindlichen Widersprüche von Vernunft und Natur, von der Idee und den Wirklichkeiten, von der Einheit und der Vielheit, welche von Anfang an die ganze Ge-

die zur Prüfung eingereichten und als wertvoll erkannten Dramen in hohem Maße auch theatralische Elemente enthalten (nicht nur theatralische Dinge: reine Theaterstücke gehen die Gesellschaft nichts an), dann werden wir ihnen natürlich zur Aufführung zu verhelfen suchen, sei es durch Empfehlungen an die geeigneten regelmäßigen Bühnen, mit denen überhaupt ein dauerndes Zusammenarbeiten beabsichtigt ist, sei es, wenn diese aus irgendeinem Grunde nicht in Frage kommen, in Sondervorstellungen. Aber wir wollen nicht unter allen Umständen von der Aufführung ausgehen, wollen unseren Mitgliedern nicht bestimmt so und so viele Vorstellungen in jeder Spielzeit versprechen, wodurch wir dann auch vor der Gefahr behütet bleiben, um jeden Preis Entdeckungen machen zu müssen, auch wo keine zu machen sind. Solche starke, aber nicht entscheidende Berücksichtigung des Theaters drückt sich auch in der Zusammenziehung des Vorstandes aus, der zu zwei Dritteln aus Männern der Literatur, zu einem Drittel aus Männern der theatralischen Praxis besteht. Eine weitere Gefahr enthält jenes Prinzip der 'Freien Bühnen' vielleicht darin, daß es eine zu starke Lokalisierung der Entwicklung gerade in Berlin bedeutet. Es ist doch sehr die Frage, ob das neue Drama just hier den günstigen Boden finden wird, ob das berliner Publikum allein die erste und damit meist auch letzte Entscheidung zu treffen hat. Es wird sich unter Umständen erkennen lassen: ein neues Drama gehört zuerst besser vor ein anderes Publikum; dann wird sich die Gesellschaft bemühen, ihm die geeignete Stelle zu verschaffen. Und das Lesen, das Vorlesen, das vielfach der Aufführung vorangehen oder sie ganz ersetzen soll, ist ja an allen Orten in gleicher Weise möglich. Auch denken wir durchaus nicht nur an das junge Deutschland, sondern werden sehr gern dramatische Leistungen auch dann fördern, wenn sie von Angehörigen und Nachzögern der vorigen Generation stammen." Vgl. auch Hans Knudsen (Frankf. Ztg. 192—1 M).

Franz Keim

Von Franz Keim sagt Karl Wache (N. Wiener Tagbl. 176):

„Franz Keim ist ein Dichter in des Wortes tiefster und edelster Bedeutung. Alles, was er geschaffen, trägt den Stempel einer wahrhaft hohen und klaren Kunstanschauung und ist dabei von so ergreifender Innigkeit und Sclüchtigkeit, wie sie nur dem wahren Dichter zu eigen ist, der allem und jedem, auch dem Einfachsten, vermöge seiner naiven Natur einen dichterischen Ursprung abzugewinnen versteht, mochte er sich als Lyriker, Epiker oder Dramatiker betätigen. Bezeichnend ist hierbei für Keim, daß er, entsprechend seiner hohen Kunstanschauung, niemals der erzählenden Prosa gehuldigt hat; die lag ihm, der sich stets vor der Wirklichkeit in eine idealere Welt flüchtete, zu fern. Keims Gedichte liegen in zwei Sammlungen vor: ‚Aus dem Sturmgesang des Lebens‘ (1887) und ‚Lieder aus der weiten Welt‘ (1902), romantische Klänge im Tone des Wunderhorns, durchaus vollkümlich im besten Sinne des Wortes. Als fahrender Spielmann durchzieht er die Welt, besingt Altheidelberg, Salzburg, Wien, Hermannstadt, lacht beim Wein mit den Mädchen, feiert Grillparzer, Mozart, Schubert, Wagner, Josef II. und klagt mit den siebenbürger Deutschen um ihr Los, um die langsame Entdeutschung — Gesänge, kräftig in der Gesinnung, klangvoll und rhythmisch im Aufbau und in der Empfindung, weshalb auch vieles der Vertonung würdig befunden wurde. Auch epische Dichtungen stammen von Keim, Balladen und der epische Dichtungstreigen ‚Stephan Fadinger‘, aber seine Stärke und Bedeutung wurzelt im dramatischen Gebiete, wo er sich in die große Vergangenheit unsres deutschen Volkes versenkt und mit fühnem Griff aus diesem tiefen Brunnen Schatz um Schatz zu heben weiß. Nicht alle seine dramatischen Dichtungen sind gleich gelungen und besitzen gleichen Wert, aber Keim hat uns Stücke geschenkt, die lautes und bededtes Zeugnis von seinem Dichterberuf ablegen und gebieterisch nach der Bühne verlangen.“ Vgl. auch Karl

Marilaun (N. Wiener Journ. 8858); Karl Lustig (Deutsches Tagebl. Wien 146); Fremdenblatt Wien (173).

Stefan George

Zum fünfzigsten Geburtstag (12. VII.):

„Der Dichter, der mit dem heutigen Tage in die Jahre hinübertritt, in deren Schmutz man reif und grau zu sein berechtigt ist, hat gegen jugendliches Übermaß und verräterisches Frühlingsbrausen sich immer gewehrt; gerade hinter seiner starr anmutenden Form barg sich aber eine heiß verlangende, sehnenstraffe Jugend, die von der Zahl der zurückgelegten Jahre unabhängig ist. In die Sprache des Theaterlebens übersetzt, ist er eine Rainzrolle.“ Franz Dülberg (Münch. N. Nachr. 346).

„Wir haben ihn erlebt, mit allen Sinnen, und das bedeutet mehr, als eine dichterische Erscheinung nur nachzuempfinden. Während ist sein Bild uns und ehrfurchtgebietend, trotz aller Trübungen, die es im Laufe der Jahre erhalten. Und so sei dem, der dies Bild suchen will, nur noch gesagt, daß er es am reinsten und schönsten im ‚Jahre der Seele‘ findet, dem Buch, das den Nachfahren, so glaube ich mit aller Kraft meiner Seele, neben den Gedichten Hofmannsthals einst als der vollkommenste dichterische Ausdruck deutschen Schrifttums um die Jahrhundertwende erscheinen wird.“ Ludwig Sternaux (Woff. Ztg. 353).

„Es gibt in Deutschland kaum einen Dichter, der eine so hohe Auffassung von seinem Beruf hat wie Stefan George. Es kann hier nur ein anderer Einsamer und Kostbarer einer anderen Nation herangezogen werden, und einer, der zufällig denselben Apostelnamen trägt: Stephane Mallarmé. Zwischen Mallarmé und George läuft eine schöne Parallele. Beide Dichter mieden das Geräusch und den Schmutz der Straße, hielten sich fern von rentabler, aber zerfetzender Meinungsmacherei, pflegten das Wort wie ein Heiligtum und gaben all denen, die der Markt einzufangen drohte, ein erhabenes Beispiel priesterlicher Entschlossenheit und vollendeter Reinheit. Und so wie Mallarmé in Verlaine seine französische Komplementär-Erscheinung hat, so hat Stefan George sie in Richard Dehmel. Verlaine und Dehmel sind die Dichter der wilden, unabgetönten Leidenschaft; sie sind Getriebene, sie müssen gleich reden, sie unterstehen dem harten Gebot der Stunde. Mallarmé und George sind die, welche erst dann reden, wenn der Niederschlag des Lebens auf dem Grund ihrer Seelen die Patina der Reife angelegt hat. Sie sind die Bewußten, die feinen, heimlichen Former.“ Franz Clement (Ztg. f. Lit. usw. Hamb. Corresp. 14).

„Er lebt, aber seine Abgeschlossenheit, aus der nie ein Zeichen blutfrischen Mitempfindens zu uns kam, ist ein Symbol. Wenn man daran denkt, daß im Jahre 1899 die ersten Bücher Georges erschienen, zwingt sich, sanft losgelöst vom Zeitlichen, ein Bewußtsein auf, als ob dieser Dichter der Titanen über Reinheit, Schönheit, Künstlichkeit heute ein Methusalem sein müßte. Und er geht doch eben erst ein halbes Jahrhundert mit — nein; neben uns. Und wird weiter neben uns gehen.“ Victor Klages (N. Hamb. Ztg. 350).

„Im ‚Siebenten Ring‘ trat jene Wende ein, die es berechtigt erscheinen läßt, von der lebendigsten Kunst Stefan Georges schon im Präteritum zu sprechen. Solang er sich von der Zeit abgekehrt und ihr sein unabhängig entstandenes, nur von seinem Schönheitsideal bestimmtes Werk schweigend entgegengestellt hatte, war er, innerlich gesammelt, ihr großartiger Richter ohnedies. Aber nun fing er an, sich mit ihr auseinanderzusetzen, in geschichtlichen Anspielungen und zeitgemäßer Polemik. Der Unsichtbare trat hervor, der Entrückte schritt zur Menge hinab. Zu rhetorischen Versen neigte er seit je, nun gab er dieser Neigung nach. Von ästhetischer Anschauung glitt er zu moralisierender hinüber und widersprach damit seiner Ansicht über Tendenzdichtung von einst.“ Camill Hoffmann (Dresd. N. Nachr. 187).

„Die Zeit, als man vor Stefan Georges Versen schwärmte und um dieser dämonisch schönen Verse willen dem Mann Gefolgschaft schwor bis über den Tod hinaus, ist vorbei. Schöne Verse genügen nicht, um einen Dichter auf den Thron der Geschichte zu erheben. Wir wollen mehr. Ist mehr da? Oder ist es wirklich nur die Meisterschaft phonetischer Wortkunst, die, ins Sublimste gesteigert, das Ohr entzückt wie die raffinierteste Etüde von Chopin? Nein, Gott sei Dank, es ist mehr. Es ist wirklich nicht nur Wortkunst, sondern es ist Erschaffenes da. Das Wort singt nicht nur, sondern es sagt. Es klingt nicht nur, sondern es lebt. Es wächst vor unseren Augen aus den Rhythmen seiner prachtvoll gemischelten Verse, und Gesichte entstehen, die uns staunen machen, prunelnd, voll märchenhaften Farbenspiels. Visionen einer exträurten, übermenschlichen Zukunft. Wundervolle Parks übertropft vom Gold einsam erlebten Herbstes, die satte Schwere feierlicher Reife, die Mystik seltsamer Menschen und Vögel, fremd unferer Menschheit, feindlich unseren kalten, klaren, nichtbaren und lauten Gefühlen, gleichsam Gestalten, die unter anderer Schwere, in dünnerer Luft leben. Leben —? Ja, zweifellos leben. Denn, sowie wir uns da hineinversetzen, berauschen uns seine Gesichte, und die feinsten Nuancen in der Verschiebung von Stimmungen, wie sie hier erschaffen werden, entzücken uns, beglücken uns — bis... Bis langsam und immer stärker, immer deutlicher uns auffällt, daß all dieses Gesagte stets auf einen Punkt hinzielt und aus einer Quelle fließt, in die es wieder zurückdrückt: Das Jäh.“ Frank Thiel (Berl. Tagebl. 348). Vgl. auch Fritz Seger (Deutsche Ztg. 351); Oskar Malzel (Frankf. Kur. 349 u. a. D.); Eugen Tannenbaum (Berl. Börs.-Ztg. 317); Franz Dülberg (Berl. Börs.-Cour. 319); Fechter (Nordd. Allg. Ztg. 347); Hamb. Nachr. (350); Fritz Droop (Mannheimer Tagebl. 187); Erwin S. Rainalter (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 161).

Zur deutschen Literatur

Luthers literarische Stellung erörtert Conrad Müller (Reichsbote, Unt.-Bl. 104). — Über Lessings „Philotas“ äußert sich Ernst Leopold Stahl (N. Bad. Landesztg. 334). — Aus Goethes Wehlarer Zeit („Das vergnügte Reichskammergericht“) plaudert Fedor v. Zobeltitz (Voss. Ztg. 339) vgl. auch Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. (160). — Über die Reise Schillers nach Berlin spricht Carl Bulcke (Voss. Ztg. 342).

„Arthur Schopenhauer und der Geist unserer Zeit“ ist ein Aufsatz von Max Schneidewin (Tag 154) übersrieben. — Über Kleists Dramen und die Zensur handelt H. S. Houben (Tägl. Rundsch. Unt.-Beil. 152, 153). — Julius Stern erinnert (N. Wiener Tagbl. 177) an Nestrons Judith=Holofernes=Parodie und die wiener Vorgänge, die sie mit sich brachte. — Einen Brief Georg Büchners an den Verlagsbuchhändler Sauerländer aus den Februartagen 1835 gibt H. S. Houben (Frankf. Ztg. 186—1 M) bekannt.

Dem Dichter Georg Friedrich Daumer („Fehlende Kapitel der deutschen Literaturgeschichte“) gilt eine Studie von Leopold Hirshberg (Berl. Börs.-Cour. 305, 323). Darin heißt es: „Daumers Wesen ist, wie das Beethovens, ausschließlich auf seine innere Entwicklung gestellt. Sie allein gibt uns den Schlüssel zum Verständnis seiner Dichtungen, die fast durchweg, eben infolge der Vernachlässigung der inneren Momente, den größtenteils Mißverständnissen, ja teilweise der gemeinen Verpötlung begegneten. Wir besitzen erfreulicherweise zwei selbstbiographische Schriften Daumers, aus denen wir uns die Aufklärung über das Werden und die Kämpfe seines Geistes holen können. Es sind dies „Meine Conversion. Ein Stück Seelen- und Zeitgeschichte“ (Mainz 1859) und der das dritte Heft von Daumers Zeitschrift „Aus der Mansarde“ zur Hälfte füllende „Anti-Road“ (Mainz 1861). Absichtlich stellte ich den Übertritt Daumers zum Katholizismus, der bei den Kennntnislosen der damaligen Zeit des größte Aufsehen

erregte, nicht unter die ‚Hauptereignisse‘ seines äußern Lebens. Denn es wird sich zeigen, daß er nur die notwendige und nebenfällige äußere Folge eines innerlichen Geistesprozesses war, der um so weniger verstanden werden konnte, je weniger man über die ihm vorausgehenden Vorgänge des inneren Lebens unterrichtet war.“

Der Schluß der Erinnerungen an Gottfried Keller von Hans Weber findet sich (N. Zür. Ztg. 859). — Vom jungen Schlenker spricht Siegfried Jacobsohn (Berl. Tagebl. 331).

Den Burdhardt=Gedenkartikeln bleibt nachzutragen „Jakob Burdhardts Schillerrede“ (Frankf. Ztg. 182 M) und ein Aufsatz (N. Fr. Presse, Wien 19320). — Zu den Rosegger=Nekrologen kommen hinzu: Ein Gespräch mit R. von Hermann Kienzl (Berl. Börs.-Ztg. 307); Erinnerungen an P. R. von Sophie v. Rhuenberg (N. Wiener Journ. 8857); von Franz A. Reitterer (Südböhm. Volks-Ztg. 27); P. R. (N. Zür. Ztg. 845); P. R. und die Frauen (Magdeb. Ztg. 486); Die Frauengestalten in P. Rs. Waldschulmeister von Emily Albert (Hamb. Nachr. Frauenspiegel 342).

Ein Gedenkblatt an Paula Dehmel (Voss. Ztg. 348) leitet Ulrich Steindorff mit den Worten ein: „Daß Paula Dehmel die Frau Richards gewesen ist, hat sie berühmt gemacht. Als sie es nicht mehr war und keinen Stein fand, um ihn gegen ihn aufzuheben, während seine Freunde ihr gern Beistand gegeben hätten und selbst seine Freunde allerlei Bosheit tuschelten, damals hätte sie berühmter werden sollen. Verzeihen aber war ihr großes Lebenswerk, um das sie beneidet sein mag von vielen. Was man von Müttern fordert, den Kindern gegenüber, das gab sie als Frau allen, denn in allen Menschen sah diese Frau ihre Kinder, alle verstand sie in ihrer großen Mütterlichkeit und wußte nichts von der Bosheit der Menschen, denn sie selber konnte nicht böse sein. Darum verzieh sie allen und blieb gut ein schweres Leben lang, blieb weich über härteste Enttäuschungen hinaus, die Mutter Paula Dehmel.“

Zum Schaffen der Lebenden

Zu Luise Westkirchs sechzigstem Geburtstag heißt es (Hamb. Nachr. 342): „Sie selbst ist eine gerade, ernste, selbst herbe Natur, durchaus aufs Innerliche, Echthe und Gebiegene gerichtet, voller Herzengüte, aber zugleich verschlossen und sparsam in ihren Gefühlen. Der Weichlichkeit und Sentimentalität ist sie nicht hold; vielmehr zieht sie das Kraftvolle, Leidenschaftliche an; ersten Fragestellungen geht sie nicht aus dem Wege, und oft nehmen ihre Romane tieftragisches Gepräge an. Ihr Schaffensgebiet ist weit gezogen: Stadt und Land entnimmt sie ihre Motive, wagt sich an soziale Fragen, zeichnet dann wieder seine Genrebilder — und überall fühlt man, daß ihre Werke Leben von ihrem eigenen Leben sind. Sie versteht ihre Gestalten scharf und klar zu prägen, aber das Beste an ihren Werken ist doch wohl das, daß ihr die edle und schöne Kunst des Erzählens gegeben ist. Es ist eine Freude, zu beobachten, wie sicher sie den Bau ihrer Romane anlegt, wie klar sie die Handlungen entwickelt, wie fest sie die Spannung zu halten und zu steigern und wie geschickt sie die Farben so zu mischen weiß, daß der Leser nie ermüdet, sondern willig angeregt den Menschenschicksalen folgt, die ihre Dichterhand bloßlegt.“ — Zu Rudolf Presbers fünfzigstem Geburtstag (4. VII.) stattet Karl Bienenstein (Tagespost, Graz 180), Heinrich Flach (Dresd. Anz. 183) sowie Herbert Eulenberg (in Versen) (Voss. Ztg. 336) den Huldigungsgruß ab. Bienenstein meint: „Das Flotte, das Leichtflüssige ist überhaupt eine der hervorragendsten Eigenschaften von Presbers Dichtung. Sie zeichnet seine Verse ebenso aus wie seine Prosa. Man hat nirgend das Gefühl, daß da mit dem Stoffe gerungen worden wäre; quellenfrisch, in ungesuchtem Bildschmuck und natürlicher Logik fließt seine Sprache; sie trägt die erschütternde Wirkung tiefster seelischer Aufgewühltheit ebenso in sich,